

Heidi, Faust und Houellebecq

Text: Michèle Thoma

Illustration: Stina Fisch

Vor kurzem geschah es wieder, zum ersten Mal seit langer, langer Zeit. In einem Antiquariat, das plötzlich auf meinem Weg lag, abseits üblicher Kulturrouten und in das ich von billigst angebotenen, poetisch gestalteten Insel- und Verlag- Büchern herein gelockt wurde. Ein schneeweißer Hund erhebt sich aus seinem Korb, empfängt mich wohlwollend schnuppernd, die junge Frau nickt mir zu, die in den Bücherregalen wie in einem herrschaftlichen Wohnzimmer residierenden Bücher erkennen mich sofort. Ich komme heim. Heim zu den Büchern.

Wo bin ich so lang gewesen?

Ich blättere, koste, schnüffele, taste, fühle, die Bücher sind in gutem Zustand, gepflegt und teuer. Sie fühlen sich hier sichtlich wohl, es sind geliebte Bücher. Es ist keins der Antiquariate oder eher Trödeläden, in denen man sich endlos durch wahllos voll gestopfte Kisten wühlt, bis man aufgibt, ermattet und irgendwann abgestoßen von all dem, was andere Menschen auf all diesen vielen Seiten hinterließen, Schweiß, Herzblut, Kaffee, Rotwein, Widmungen, die verblassten Schnörkel oder Herzchen, all das Leben, was einen halb zu Staub verfallen an solchen Orten anweht. Will man sich das wirklich mit an den Kaffeetisch oder ins Bett nehmen? Es ist aber auch keine jener herrischen Bücherkammern, in denen Be- Sucherin kaum wagt, herum zu streifen, zuzugreifen, schon gar nicht hungrig oder durstig, nach was auch immer.

Marcel Schwob, in Französisch, um 40.- ?

Wie lange ist es her, seit ich dieses Prickeln nicht mehr spürte beim Betreten einer Bücherwelt!

Kaum in der Librairie Brück in der Großgasse angekommen, muss ich aufs WC rennen, ein stolzer Thron, noch mit einladender Holzbrille und imposanter Wasserfallakustik nach resolutem Zug am Strang. So aufgewühlt bin ich. Dann das Schmökern, Stöbern, mit Beute hinaus, zu einem Kaffee und

noch einem, immer mit Buch, überall mit Buch, nie ohne mein Buch.

Immer in den Wolken und mit der Nase in den Büchern, so heißt es in der Kindheit. Raus spielen gehen, frische Luft, vor den Lieblingsschreckensvokabeln der Erwachsenen und den Zumutungen der Welt verschanze ich mich in meiner Bücherhöhle. Im Bett in Büchern schwelgen, Strategien entwerfen, um die Licht -aus- Bedrohung abzuwenden, der Nachtopf neben dem Bett wird zum Widerstands- Thron, bei väterlicher Kontrolle heißt das Zauberwort Müssen. Wer kann etwas fürs Müssen, wer kann etwas gegen Müssen tun?

Mit Hänsel und Gretel fängt alles an. Dann Heidi, ich bin süchtig nach Hänsel Gretel Heidi wie später nach Faust. Auf dem Sofa igele ich mich ein in der autoritär- heilen Welt von Pucki Nesthäkchen Trotzkopf, später mit meinen fünf Freunden, betrübt vergleiche ich ihre römischen Gelage mit meinen, so scheint es mir im Vergleich, spartanischen Mahlzeiten. Wie beneide ich sie um ihre Fälle, ihre Falltüren, die Leichen auf ihrem Weg. Mit den sommersprossigen Heldinnen der Schneider- Bücher hecke ich Streiche aus, wie gern wäre ich eine Streiche ausheckende sommersprossige Heldin gewesen. Statt eine beigefarbene Brillenschlange. Für schweren, nordischen Pathos sorgt die arme Gulla. Schlage ich ein Buch zu, werde ich aus ihrem Leben heraus geschmissen, beginnt schon der Entzug. Ängstlich schiele ich zum schrumpfenden Bücherturm neben meinem Bett, Nachschub muss her. Eine passende Peer Group besteht, obwohl beinahe alle meine Freundinnen, im Gegensatz zu mir, zuhause einen Fernseher haben, ein Gerät, dessen Faszination mir vollkommen fremd ist, sind wir alle infiziert, eifrig deuten wir unseren Lesestoff und geben unsere Likes ab. Einen Einbruch gibt es in der Pubertät, es gibt ein Leben außerhalb der Bücher, es gibt die Beatles. Es gibt die Jungs, sie sind jetzt die Helden meiner Geschichte, die natürlich eine Love Story sein wird. Jetzt muss ich meine Geschichten selber erleben. Und selber schreiben.

Das Germanistikstudium ist der Literaturleidenschaft nicht förderlich. Statt irrer Dichter-





innen umgeben mich Lehramtskandidatinnen, die Arbeiterinnenklasse schaut mir beim Dichten über die Schulter, sie ist nie zufrieden mit mir, ich bin hoffnungslos bürgerlich dekadent. Die Fließbandliteratur echter Werktätiger, und zwar nicht solcher, die sich einem Werk widmen oder besser noch opfern, wie es mir vorschwebt, ist genauso sterbenslangweilig und mühsam zu lesen wie das, was sie beschreibt, das ist dieses scheißbürgerliche Bewusstsein. Ich haue aus den Germanistikseminaren ab, zu Malte Laurids Brigge und zu Ingeborg Bachmann und zu Rimbaud und Villon und zu Else Lasker-Schüler. Und zu der von der männlichen Kunstwelt als weibliche Ikone, sie schreibt angeblich auf Weiblich, gehypte und alsbald wegen allzu heimattümelnder Gebärmutterssprache gnadenlos fallengelassenen Karin Struck.

Ich habe nicht die geringste Lust, das was sie in mir auslösen, zu untersuchen, Autopsien am lebenden Leib der Literatur vorzunehmen. In den Hippie-Jahren bin ich wie alle Weggefährt_innen on the road mit Hermann Hesse, der mir wenige Jahre früher als Kitschschreiber und Epigone verpönt war. Mit Kerouac und, Howl!, den Dichtern der Beat Generation. Burroughs blew my mind. Vor allem aber, und da handelt es sich um Liebe, und die ist nicht mehr verhandelbar, mit Henry Miller.

Dem Mann meines Lebens. Er fährt mit mir Bus, geht mit mir ins Café, ich nehme ihn mit ins Bett, er ist immer für mich da. Vor allem wenn es mir schlecht geht. Zwischendurch, wir sind schon so lang zusammen, ich hab genug von dem Großmaul, steht er zehn Jahre im Regal. Er ist mein potentestes Anti-Depressivum, Energie pur, Lebensfreudekonzentrat. Die Bücher sind verlebt, verklebt, faltig, fleckig, speckig, voller Lebens- und Todesflecken, sie sind total mitgenommen, auf Lesbos löst sich eine Seite des längst im Stadium der Auflösung begriffenen „Koloss von Maroussi“ und flattert ins Meer. Sie sind voll gekritzelt, voll von Rufzeichen und Herzen, aber auch von Auseinandersetzung mit dem Autor, einer Art Dialog, voll von verblichenem Unterstrichenem. Seltsam, nach

Jahrzehnten den eigenen Kommentarspuren zu folgen, seltsam, der Zwanzigjährigen wohlwollend zuzunicken, um dann tadelnd das Haupt zu schütteln, was schreibt der da, wie konntest du das liken! Den Macho-Miller der Feministinnen der Siebzigerjahre schmeiße ich aus dem Bett, der plumpe „Sexus“-Sexismus ödet mich an, aber auch schwülstig-pseudophilosophische Passagen, allzu pompös tönende Wortkaskaden sind kaum noch lesbar.

Miller, den liest doch kein Mensch mehr! bescheidet mir eine Bibliothekarin schon um die Jahrtausendwende, ich bin also der letzte Mensch, mit der amerikanischen Schriftstellerin Erica Jong, die letzte bekennende Miller-Enthusiastin. Denn wer liebte Frauen so durch und durch, wer war so gefräßig und so gemein, wer war so ein Schmarotzer und so ein Verräter und schrieb solche Hohelieder auf Huren mit schief getretenen Absätzen und Goldzähnen wie Henry Miller? Was heißt eigentlich Miller lesen? Miller nehme ich zu mir wie eine Medizin oder einen Schnaps, ein Wortcocktail, ein Schuss Henry für Siechende oder Darbende. Meist aus dem heiligen Buch „Tropic of Cancer“.

Was heißt überhaupt lesen? Kann ich das überhaupt noch, nach Jahren in denen ich schwer bekindert kaum dazu kam, zusammenhängend Artikuliertes zu mir zu nehmen, dann als zeitgemäße AHDS-Zapperin zwischen medialen Häppchen? Ganze Bücher, von vorne bis hinten, richtige Romane, mit einer so genannten Handlung vielleicht sogar noch? Warum erlahme ich spätestens nach der Hälfte, selbst und gerade bei den Autor_innen, die mich am meisten berühren, Handke, Houellebecq, Asli Erdogan? Zuviel Intensität?

Die wesentlichen, existenziellen Schriften der großen Energiespender_innen verleibt sich Lesewölfen ein, je nach Hunger und Lust, sie werden verdaut, oder auch nicht, was sie nicht braucht, nicht mehr, wird ausgeschieden, irgendwann sind die Schimpfobsessionen Thomas Bernhards nicht mehr lebensnotwendig, überlebt.

Wie auch immer, Prickeln ist back. In e-books, geht da Kritzeln auch? ♦